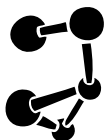


MARK
BENECKE
präsentiert

BERLIN MIT *RISIKEN*
UND
NEBENWIRKUNGEN

Redaktion: Jana König



DAS NEUE BERLIN

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Das Buch ist mit umfangreichem Bildmaterial ausgestattet

Bildquellen

BerlinApotheke 23; Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, Archiv 78; Drägerwerk AG & Co. KGaA 26; Ines Fischer 6, 137, 139 o.; Institut für Pharmakologie – Charité, Hannelore Glatte 65; Glen Glover 31; Klosterfrau Gesundheits-service 81, 82; Hwa Ja Götz, MfN 136, 139 u.; Christian König 13, 25, 27, 33, 61, 62, 113, 114; [maps.google.de / DetKan](https://maps.google.de/) 125 o., 126; [maps.google.de / Ralf Pätzold](https://maps.google.de/) 125 u.; ORA 30; Jorge Royan 75; Schering Archiv, Bayer AG 109, 111 o., Wellcome Images 71; Axel Kretschmann 92

ISBN 978-3-360-01319-4

© 2017 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunke
unter Verwendung eines Fotos von Thorsten Fröhlich

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Inhalt



Vorwort	7
---------------	---

PHARMAZIE IN BERLIN

Alltag in der Apotheke	38
Pflanzen + Chemie = Pharmazie?	74
Daten, Zahlen, Fakten	129

FORTSCHRITT MACHT ERFINDERISCH!

Wohl und Wehe der Alchemisten	16
Die Honoratioren Berlins	34
Der Meister der Fehlschläge	47
Caspar Neumann – der Systemdenker	56
Warum der Atom-Einstieg in Berlin stattfand	66
Süße Entdeckung	70
Klosterfrau Melisengeist	80
Nur echt mit dem Spalt	83
Skandal um einen Nobelpreisträger	101
Ernst Schering, der Arzneimogul	109
Berlin-Chemie. Eine Ost-West-Geschichte	119

UNTERWEGS IN BERLIN

Apotheken mit Schauwert	23
Die Heilkraft der Natur	60
Party mit Pharma-Charme	90
Das Schering-Erbe im Deutschen Technikmuseum	113
Verdampft und vergessen. Lost Places der Pharmazie	124
Der Benecke-Spezialtipp: Cross-over im Naturkundemuseum	136

DIE DUNKLE SEITE

Irrtümer mit Todesfolge	44
Mörderische Liebesknochen	52
Das sensationelle Bio-Viagra	63
Ärzte versus Apotheker	85
Berlin im Rausch	93
Wenn Frauen morden	97
Pervetin – Crystal Meth für die Soldaten	104
Junkies auf Rezept	116
Literatur	141





Mark Benecke auf den Spuren der Pharmazie in Berlin; hier vor dem Naturkundemuseum in Mitte (Invalidenstraße 43)

VORWORT


von *Dr. Mark Benecke*

Das Blut in den Adern der Stadt

Vom ängstlich bis wütend verdamnten Ansturm der Schwäbinnen und Schwaben hat sich Berlin erholt. Jahrelang hatte sich diese eigentlich südwestlich lebende Menschengruppe in der Hauptstadt ausgebreitet. Das Schwaben-Thema – letztlich bloß ein verdrehter Kulturschock – ist mittlerweile kanonisch. Jetzt werden RollkofferfahrerInnen geschmäht: Wer einen hat, ist ein *Tourist*.

Als TouristIn in Berlin zu sein, das sehen die Einheimischen gerne als etwas Doofes an. Dass viele von ihnen selbst noch vor kurzem in Brandenburg lebten und nur deswegen auch sprachlich nicht auffallen, und dass sie dank der S-Bahn eben keinen Rollkoffer benötigen, spielt keine – pun intended – Rolle. Allerdings, es stimmt schon: Im Sommer und Herbst 2016 kriegte ich in vielen meiner üblichen Berliner Unterkünfte kein Zimmer mehr. Es ist also touristisch wirklich einiges los.

Doch keine große Stadt lebt vom Tourismus, auch nicht Berlin. Viele Menschen glauben trotzdem daran und meinen, dass nicht nur Berlin, sondern auch in erkennbar ganz andere Geldströme eingebundene Weltstädte wie London oder New York nennenswert Kapital aus BesucherInnen schlagen: die Sehenswürdigkeiten, der touristische Shoppingrausch! Doch keine



Pauschalreise zum Musical nebst Sektchen zum Empfang, *Europe in Ten Days* oder eine Silvestertour durch Kreuzberg, ja nicht einmal der edle Gin Tonic mit Rosmarinzweiglein befestigt den Haushalt einer Stadt.

Wer arm, aber sexy ist, der geht sogar schon dann pleite, wenn, wie beim Berliner Bankenskandal im Jahr 2001, ein Haufen Schrotttjongleure wenige Milliarden versenkt. Den damit zusammenhängenden, nicht finanziellen, sondern körperlichen Tod des den Bankenskandal durchwurschtelnden Programmierers habe ich miterlebt: Zur Nachstellung seiner Tötung hing ich mit einem Seil am selben Ast desselben Baumes im Grunewald, an dem der Nerd gebaumelt hatte.

Wovon also leben Städte und Regionen? Besonders, wenn sie – anders als im bienenfleißigen Schwaben – nicht flächendeckend mit »mittelständischen« Firmen

oder Autofabriken vollgepflastert sind? Für Berlin heißt die Antwort: Nicht ohne Pharma. Am Hauptbahnhof war das bis Sommer 2016 sogar fett plakatiert. Die Leuchtreklamen waren aber nur für Reisende zu sehen, welche es zu den Gleisen des Tiefbahnhofs zog, sprich dorthin, wo die Fahrten nach Luckenwalde, Schwerin und München stattfinden. Die Pharma-Werbung duckte sich also auch hier ziemlich in die Ecke, denn wer will schon aus Berlin nach Luckenwalde oder München fahren?

Auch die dem Berliner Hauptbahnhof nahe gelegene Charité würde den Teufel tun und sich das Lob oder gar die Logos von Big or Middle Pharma aufs Dach setzen. Solch ein Logo auf dem Dach hört sich schräger an, als es ist: Bayers Leuchtkreuz schwebt seit 1933 (Neubau 1958) über Leverkusen, kleinere Ausgaben davon auch über anderen Städten im Westen. In Berlin findet sich das Zeichen auf dem Hochhaus am Hardenbergplatz, direkt vor dem Bahnhof Zoo, der immerhin auch mal Berliner Hauptbahnhof war. Ansonsten: Pharma-Fehlanzeige.

Pharmazeutisches Ladengeklimper

Warum diese Verhaltenheit einer echt fetten Industrie? Wie groß muss ein Forschungs- und Vertriebszweig werden, bis er wie beispielsweise die Autofirmen Ford in Köln oder BMW in München von praktisch allen Einheimischen bedingungslos geliebt wird?

Well, »Pharma« steht heute für das – im Gespräch oft gar nicht verhandelbare – Gegenbild zu allem, was klein, bunt, flitternd, lustig oder gar naturnah ist.

Beziehungsweise wäre. Denn trotz urbaner Fischtanks und Bienenstöcken auf Berliner Flachdächern und trotz saucooler, edel verschlankter Fahrräder und wilder veganer Kreationen (ich bin Veganer, alles gut) hängt unser Leben nun doch davon ab, dass uns am Tag X ein Medikament rettet oder Schmerzen erspart. Die in Berlin weit verbreiteten Geschlechtskrankheiten – wenn man so will, einschließlich der noch viel verbreiteteren Harnleiterentzündungen – erzeugen zwar manchmal kaum Schmerzen, aber Medikamente braucht man eben doch. Von Krebs (in der DDR treffender »Neubildung« genannt), HIV und selbst Fußpilz will ich gar nicht erst sprechen.

Natürlich ist auch menschliche Nähe heilsam. Sie ist aber nicht das klare Wasser, aus dem Wirkstoffe stammen. Die, noch einmal: auch die gegen Krebs, Fußpilz und Geschlechtskrankheiten wirksamen Stoffe werden im Labor ertüfelt und gebaut. So ein Labor sieht heute eher wie ein Holodeck aus, aber gut.

Dann folgt die Vermarktung. Dass sie ihre ekligen Seiten hat, im Pharma-Bereich teils sogar sehr eklige, ist bekannt. Doch ich möchte im vorliegenden Buch lieber den Kern des pharmazeutisch Heilsamen und seine kulturelle Garnitur vorstellen. Der öfters schreiende Hass gegen Vermarktungshits verdeckt, dass es hinter dem Ladengeklimper auch eine kindlich spannende, geschichtlich interessante und wirtschaftlich vorhandene Wahrheit der Berliner Pharmazie gibt.

Dazu zählt erstens, dass unsere soziale und politische Welt ohne Medikamente radikal anders aussähe. Die Beispiele der alles verändernden Antibabypille, europaweit

**18 Pfund
zugenommen**



und diese 18 Pfd. gleichmäßig verteilt auf Gesicht, Arme, Brust, Hüften und Waden. Bedenken Sie, wie Ihre Figur durch diese Gewichtszunahme verschönert wird und um wieviel Sie sich dadurch begehrenswerter machen.

Durch die wohl-schmeckenden

„Eta-Tragol-Bonbons“

(für Damen, Herren und Kinder v. gleicher Wirkung), die nach

der Mahlzeit genommen werden, läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund erhöhen. Die ungeschönen Knochenvorsprünge an Wangen und Schultern schwinden. Pfund für Pfund nehmen Sie zu, an allen Körperteilen zeigt sich Fettansatz. Unbehagen und Unlust weichen, und nach ein paar Wochen hat das bisher schwächliche Aussehen einer vollen, ebenmäßigen Erscheinung Platz gemacht. Zugleich schaffen Sie aber auch, indem Sie die roten Blutkörperchen vermehren, Nervenkraft und Blut. Schachtel **M. 2.50** gegen Nachnahme. Zu beziehen von der „Eta“-Chem.-techn. Fabrik, Berlin-Pankow 117, Borkumstr. 2

Die Grenze zwischen Medikament und Beauty-Produkt ist nicht immer eindeutig, wie hier bei der Werbung für das Zunahme-Mittel Eta-Tragol, 1922

erstmalig 1961 von der Berliner Firma Schering verkauft, sowie des Insulins (Berlin-Chemie verkauft es sogar unter dem Markennamen »Berlinsulin«) kennen viele BerlinerInnen.

Weniger bekannt ist, dass PatientInnen mit chronischer lymphatischer Leukämie erst seit 2013 durch den Wirkstoff Obinutuzumab zusammen mit dem nicht so katastrophal den Körper angreifenden Chemotherapeutikum

Chlorambucil eine gute Heilungschance haben. Solche Medikamente sind nur zäh zu entwickeln. Denn niemand im Labor weiß, warum die meisten Krebsmedikamente nicht funktionieren oder für die eigentlich gesunden Körperbereiche oft saugiftig sind. Letztlich probieren die KollegInnen also grob informiert im Nebel, heute der Erbsubstanz, herum. Das eigentlich als Herzmedikament beforschte Viagra ist das heute bekannteste Beispiel für solche forscherschen Schlingerlinien.

Pharma-Hauptstadt Berlin

Nun kenne ich genügend Pharmaskeptiker. Manche von ihnen sagen, dass sie im Ernstfall einfach keine Medikamente nähmen. Komisch nur, dass ich das *in praxi* noch nie erlebt habe. Schon in der Universität staunte ich bei einer – damals noch sehr grundsätzlichen – Debatte in der heilpädagogischen Fakultät darüber, dass mehrere Studierende sowohl Medikamente als auch Organtransplantationen angeblich ablehnten.

»Sie würden also aus Prinzip lieber Ihr Augenlicht verlieren«, fragte der erkennbar verwirrte Mediziner damals an der Tafel, »als sich eine Horn- oder Netzhaut einpflanzen zu lassen?«

»Ja«, sagten mehrere Anwesende mit fester Stimme, »das würden wir!«

Wie nun aber jeder von uns weiß, ist das im besseren Fall eine studentische Fantasie, im schlechteren Fall eine Lüge. Kein Mensch verzichtet freiwillig bei Erblindung in jungen Jahren, starkem Schmerz, Blutvergiftung,



Eine der ersten Pharma-Forschungsstätten Berlins: das Graue Kloster in Mitte; hier die Ruine der zugehörigen Klosterkirche nahe des Alexanderplatzes

chronischen Erkrankungen oder selbst einem Beinbruch auf die notwendigen Medikamente.

Das ist die eine Tatsache.

Die andere ist, dass beispielsweise Pfizer und Sanofi, beide seit einigen Jahren mit Niederlassungen in Berlin vertreten, mit ihren jeweils über tausend MitarbeiterInnen (und einer nochmals vierstelligen Zahl in Brandenburg) auch große Arbeitgeber sind. Reichlich ForscherInnen der Charité hätten ohne Industrie-Unterstützung keine Stelle. Das kann man finden, wie man will, es ist aber die zweite Tatsache.

Der dritte Grund, warum es sich lohnt, auch einmal entspannt den historischen und touristischen Spuren der Berliner Pharmazie zu folgen, ist zugleich der lustigste. Denn ohne »Pharma« wäre unser urbaner Lebensstil mit Sport, stets verlässlichen Gesundheits-Checks, aber auch der ganzen Quatsch-Kosmetik natürlich nicht drin. Zwischen Kunst, Kosmetik und Chemie gibt es zwar Grenzen, doch spätestens in den Apotheken fallen sie. Das war schon immer so. Neben den evidenzbasiert (so heißt

das heute) wirksamen Medikamenten gibt es dort beispielsweise schon immer Faltencremes. Was mir daran gefällt, ist, dass selbst die Hersteller nur sagen, dass diese die Faltentiefe ein wenig mindern, aber garantiert nicht die Anzahl derselben. Es gibt Drops und Bonbons, farbige Klebebänder, die angeblich Gelenke und Muskeln beeinflussen sollen, Zuckerkügelchen, in denen nichts außer eben Zucker ist, und vieles mehr, was schöne und manchmal auch hilfreiche Placebos darstellt. Was es nicht mehr gibt, aber lange gab, ist zerriebenes Mumien-Gewebe, gerne auch gefälscht. Aber das ist eine andere Geschichte.

Kurz gesagt: Es ist die Nachfrage, welche die Arzneimittelhersteller, die in Berlin groß aufgestellt sind, am Leben erhält. Auf der Tagung der Deutschen Gesellschaft der Naturforscher und Ärzte im September 2016 wurde geschätzt, dass ohne Medikamente und Kunstdünger statt bald acht nur eineinhalb Milliarden Menschen leben würden. Falls Sie ein kolonialistisch angehauchter Misanthrop sind: Ja, auch ein größerer Teil Ihres FreundInnenkreises würde nicht (mehr) existieren. Pocken, Masern, Kinderlähmung, Krebs und die Pest – neuerdings auch wieder ganz schön fies: die echte Grippe – beweisen, dass das Ende viel näher ist, als es an einem großstädtischen Sommertag am Alex, am Potsdamer Platz oder an der Warschauer Straße erscheint.

Natürlich heißt das nicht, dass wir nun alles mögen müssen, was bequem ist. Ich bin Veganer, weil dadurch nicht nur Tiere in Ruhe gelassen, sondern auch das Zehnbis Hundertfache an Wasser mühelos gespart wird. Und ich bin bedingungslos dafür, richtig viel Geld in Verfahren zu stecken, die Tierversuche beenden, und habe sogar das

Logo der Berliner Behörde auftätowiert, die darin weltweit führend ist: das Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR). So wie die pharmazeutische Forschung mit der Entdeckung und Vermarktung von Teerfarben begann, ohne deren nach 1860 von Hoechst, Bayer und BASF erzielte Gewinne es die heute bekannten Medikamente und deren Grundstoffe nicht oder erst sehr viel später gegeben hätte, so wird es auch künftig noch viele gewundene Wege geben, die uns das Leben oft erst elementar ermöglichen. Wenn wir leben wollen, so wie wir derzeit leben, dann geht das nur mit Small, Medium und Big Pharma.

Ich lade Sie ein, sich in den hier erzählten Geschichten an die Orte pharmazeutischer Tätigkeit und großer Entdeckungen zu begeben, von scheinbaren Irr- und tatsächlichen Abwegen zu lesen und mit offenem Auge und Herzen die vorgeschlagenen, etwas anderen Ausflugstipps durch Berlin zu verfolgen. Denn dass das gleichnamige Blau mit Frankenstein's Monster zusammenhängt, Fontane eigentümliche Erfahrungen mit Brechwurz machte und Gasgranaten näher am Likör liegen können, als es schön wäre, das ist nicht nur kulturhistorische Klingelei, sondern mal ein wirklich anderer und spannender Blickwinkel auf die Hauptstadt.

Wohl UND Wehe DER ALCHEMISTEN

Was wir heute pharmazeutische Forschung nennen würden, war früher Teil der Alchemie. Dort lief alles zusammen: die Suche nach Wirkstoffen und chemische Experimente ebenso wie die Metallurgie inklusive der ewigen Versuche, Gold herzustellen.

Eine der schillerndsten Gestalten dieser Zeit war Leonhard Thurneysser, geboren 1521 in Basel und gelernter Goldschmied. Schon als Jugendlicher half er parallel bei einem Apotheker aus, besorgte Kräuter, rührte Mixturen – und las dem alten Herrn aus Paracelsus' Schriften vor, die ihn selbst über alle Maßen faszinierten. Paracelsus war im 16. Jahrhundert der Erste, der die alchemistischen Prinzipien systematisch auf die Arzneykunde übertrug. Sie besagen, dass die Welt nur aus den vier Elementen Feuer, Wasser, Erde und Luft besteht, die ineinander umwandelbar sind – deshalb ist alles in alles transformierbar, also auch jeder Stoff in Gold oder eine Universalmedizin. Für Medikamente interpretierte Paracelsus das so, dass man nicht länger Extrakte aus allen möglichen Zutaten mischen, sondern Wirkstoffe isolieren und veredeln sollte. Die sogenannten Chemiatrika waren geboren, Arzneien aus chemisch gewonnenen reinen Wirkstoffen.

Thurneysser bildete sich autodidaktisch in viele Richtungen weiter: Hüttenwesen, Astrologie, Anatomie, Pflanzenkunde. Doch in die Geschichte ging er nicht





*Leonhard Thurneysser,
Wunderdoktor am Hofe
des brandenburgischen
Kurfürsten*

als Universalgelehrter ein, sondern als Halsabschneider und Scharlatan.

Thurneyssers wechselvolle Karriere begann mit der Verwicklung in eine Betrugsaffäre, so dass er Basel mit nur 17 Jahren verlassen musste und der bürgerlichen Rechte enthoben wurde. Nach etlichen Reise- und Studienjahren gelangte er nach Frankfurt an der Oder, wo der brandenburgische Kurfürst Johann Georg auf ihn aufmerksam wurde. Thurneysser hatte mittlerweile mehrere Bücher verfasst und gerade die Behauptung aufgestellt, in den Brandenburger Flüssen, insbesondere in der Spree, lägen Gold und Edelsteine, die man nur einsammeln müsse, statt teure Bergwerke einzurichten. Der Kurfürst war begeistert, und als Thurneysser auch noch dessen Gemahlin kurierte, wurde er 1571 zum kurfürstlichen Leibarzt ernannt und erhielt ein eigenes

Labor im Grauen Kloster zu Berlin. Damit begannen für Leonhard Thurneysser fette Jahre. Er verstand es perfekt, aus seinem Können, das ganz im Geiste der Zeit echte Wissenschaft mit Aberglauben verband, Profit zu schlagen. Er stellte als wohl erster Versandapotheker Europas Ferndiagnosen anhand von Beschreibungen und Harnproben – gegen Vorkasse von zehn Talern –, um dann teure Arzneien aus Gold, Edelsteinen, Perlen und Pflanzenextrakten an den Patienten zu bringen. Zudem verkaufte er astrologische Geburtsorakel, Talismane und magische grafische Symbole. Er lebte auf großem Fuß,



kleidete sich in schwarzen Samt und Seide, fuhr im Vierspänner vor und ließ sich von Edelknaben begleiten. Thurneysser war wahrlich ein Mann von Welt; weitgereist von Äthiopien bis Schottland, korrespondierte er mit Kaiser Maximilian II. ebenso wie mit der englischen Königin Elisabeth I. Und er sammelte leidenschaftlich: Silberzeug, Gemälde, seltene Handschriften, Bücher, Waffen. Berlin verdankte Thurneysser ein erstes Naturkundemuseum, den ersten zoologischen und botanischen Garten, eine exzellente Druckerei, die Weiterbildung zahlreicher Apotheker und Mediziner sowie Wohltätigkeiten wie die Restaurierung der Klosterkirche. Nicht zu vergessen zweihundert Arbeitsplätze.

Als 1575 seine Gattin starb, entschloss sich Thurneysser, erneut zu heiraten und sich in seiner Heimatstadt Basel zur Ruhe zu setzen. Er verbrachte Hab und Gut in den Süden. Doch der Kurfürst wollte ihn nicht ziehen lassen. Weil er nicht nach Basel nachkam, verklagte ihn



Die Klosterkirche und angrenzende Gebäude des Klosters zu den Grauen Brüdern, wo Kurfürst Johann Georg seinem Leibarzt leerstehende Räume für Studien und Experimente zur Verfügung stellte

seine Ehefrau wegen Verstoßung, erhielt Recht und die Verfügungsgewalt über seinen gesamten Besitz. Thurneysser war wirtschaftlich und auch seelisch ruiniert, zumal nun immer mehr Neider auf den Plan traten, die ihn öffentlich als Scharlatan diffamierten, so dass er keinen anderen Ausweg sah, als 1584 bei Nacht und Nebel zu fliehen. Er verstarb verarmt um 1595 in einem Kloster bei Köln. 300 Jahre später würdigte man in Berlin den »Wunderdoktor des Kurfürsten« und benannte im Wedding die Thurneysserstraße nach ihm.

Anders als viele seiner Kollegen versuchte sich Thurneysser nie am »Stein der Weisen«: der Herstellung von Gold. Viele Jahrzehnte lang steckten Herrscher Unsummen in solche Forschungen, überzeugt, dass die gegenseitige Umwandelbarkeit der Metalle und somit die Herstellung von Gold aus unedlen Metallen möglich sei. Gold verhieß nicht nur Reichtum, es galt als

Wundermedizin. Hatte nicht schon Paracelsus den Beweis für solche Umwandlungsprozesse geliefert? Bewahrte man nämlich in einem Becher aus Antimon, einem silbrig glänzenden Metall, über Nacht Wein auf, so verwandelte er sich in ein Brechmittel – man interpretierte das als heilende Körperreinigung! So gewann man in der Alchemie gewissermaßen »aus Versehen« viele andere Stoffe, die wir heute noch nutzen. Das Wundermittel des Paracelsus allerdings – Kaliumantimonyltartrat, das sich bei chemischer Reaktion der Weinsäure mit dem Antimon bildet – ist pures Gift, aber bekanntlich gilt: »Die Dosis macht es.« Als Brechwein fand sich das Mittel bis ins 19. Jahrhundert in den Apotheken.

Als alchemistische Gruselstätte galt im Berlin des 17. Jahrhunderts die Pfaueninsel. Das Betreten war streng verboten. Während die Bürger über schwarze Magie spekulierten, experimentierte Johann Kunckel von Löwenstein im Auftrag des Großen Kurfürsten in Labor und Glashütte auf der Insel und erfand das sogenannte Goldrubinglas. Der Glaube, dass das im Glas enthaltene Gold seine wunderheilsamen Eigenschaften auf darin aufbewahrte Flüssigkeiten übertragen würde, machte das Glas äußerst begehrt. Der Kurfürst war so zufrieden mit Kunckel, dass er ihm 1685 die Pfaueninsel übereignete. Doch nach dem Tod von Friedrich Wilhelm fiel der Glasmacher beim neuen Kurfürsten wegen seiner »kostspieligen Experimente« in Ungnade. Friedrich, nicht weniger als sein Vater auf die Goldmacherei erpicht und inzwischen zum König in Preußen gekrönt, brauchte ständig Geld für seine Hofhaltung. Da erfuhr er von einem alchemistischen Meisterstück – vollbracht hatte



Pfaueninsel im Südwesten Berlins, heute Weltkulturerbe und beliebtes Ausflugsziel, zu Zeiten des Großen Kurfürsten verbotenes Terrain und Wirkungsstätte des Alchemisten und Glasmachers Johann Kunckel

es Johann Friedrich Böttger, Lehrling beim angesehenen Apotheker Friedrich Zorn. Der talentierte Böttger hatte sein Wissen in der umfänglichen Zornschen Bibliothek erweitert, nur interessierten ihn mehr als Kräuterbücher die alchemistischen Schriften. In der ersten Etage der Apotheke am Molkenmarkt war das »chymische Laboratorium« untergebracht, versehen mit allen nötigen Gerätschaften, Chemikalien, Feuerherd und Schmelzofen. Der Hausherr hatte seinen Angestellten eigenmächtiges Experimentieren untersagt, Böttger aber hielt sich nicht daran. Schließlich gelang es ihm, seinem skeptischen Lehrherrn das »Goldmachen« vorzuführen. Zorn schrieb am 1. Oktober 1701 an den Löwenapotheker in Leipzig: »Nur dienet zur Nachricht wegen meines gewesenen discipuli, das in Gegenwart meiner von in 3 Lot

Zwei-Groschen-Stücken, so ich selbst geschmolzen, durch seine Tinktur, welches als ein dunkelrotes Glas war und nur ein Gran schwer, indem er es dareingetan, alsofort das feinste Gold an 3 Lot schwer und alle Proben ausgehalten.« Der König fühlte sich hintergangen und befahl Böttger stante pede ins Stadtschloss. Der floh nach Sachsen. Doch auch August der Starke hatte chronische Geldsorgen, da kam ihm dieser Goldmacher gerade recht. Er inhaftierte den Neunzehnjährigen auf der Festung Königstein und stellte ihm als Aufseher den Gelehrten von Tschirnhaus an die Seite. Der war einem anderen Geheimnis auf der Spur – und tatsächlich gelang beiden 1707 der Brand des ersten Hartporzellans.

In Preußen aber war die Staatskasse nach wie vor leer. Der König setzte auf einen neuen Favoriten, den Arzt und Alchemisten Johann Konrad Dippel. 1704 beauftragte er den gebürtigen Hessen mit der Goldherstellung. Dippel forschte jedoch vor allem an einer Universalmedizin, die er in Tieröl gefunden zu haben glaubte. Als »Dippels Tieröl« gehörte es die nächsten zweihundert Jahre zum Angebot einer jeden Apotheke – eine bestialisch stinkende Essenz aus Knochen und sonstigen tierischen Abfällen. Dippel destillierte seinen Sud mit Pottasche, die dadurch mit Hexacyanoferrat verunreinigt wurde. Und eben diese verdreckte Asche recycelte Dippels Kollege Johann Jacob Diesbach unwissentlich für andere Arbeiten, wobei er das Berliner Blau gewann, das erste synthetisch hergestellte Pigment. Dippel übrigens wird als Vorbild für Mary Shelleys »Frankenstein« gehandelt: Der Alchemist auf der Suche nach Unsterblichkeit wurde auf der Burg Frankenstein in Hessen geboren.

Apotheken mit SCHAUwert

BerlinApotheke Hackescher Markt

In der Nähe des Hackeschen Marktes, an der Ecke Rosenthaler Straße/Schönhauser Straße, steht man vor einer Apotheke, die von außen eher unscheinbar wirkt.

Die Geschichte dieser Apotheke reicht weit zurück: 1732 erhielt Dr. August Buddeus, Hofrat und Leibarzt von König Friedrich Wilhelm I., ein Apothekenprivileg in der Friedrichstadt. Dieser Vorgang ist doppelt bemerkenswert:

Einerseits war und ist es Ärzten eigentlich nicht erlaubt, Apotheken zu führen, andererseits sollten laut königlichem Beschluss die Apotheken seinerzeit reduziert, nicht vermehrt werden. Buddeus muss also enormes Ansehen genossen haben. 1754 kaufte der Apotheker August Friedemann das Haus aus dem Nachlass des 1753 verstorbenen Arztes, verlegte die Apotheke an ihren



Der restaurierte Innenraum der BerlinApotheke